

Insel

Xiao Hong
Geschichten
vom
Hulanfluß



In ihrem Meisterwerk *Geschichten vom Hulanfluß* läßt die chinesische Schriftstellerin Xiao Hong den Ort und die Zeit ihrer Kindheit wiederaufleben. Aus der Warte des kleinen Mädchens beschreibt sie das Städtchen Hulan im Nordosten Chinas zu Beginn des 20. Jahrhunderts und das Familienleben in einem chinesischen Wohnhof. Das unbeschwerte Zusammensein mit dem Großvater kontrastiert sie mit der Kälte im Elternhaus, wo einem Mädchen nur Verachtung geschenkt wird. Mit feiner Ironie beobachtet die Erzählerin die »Attraktionen« des Städtchens wie Tempelfeste und den Tanz der Schamanin, ebenso wie den Alltag der Bewohner. In der tragischen Geschichte von der Kindbraut, die von ihren Verwandten, einer im konfuzianischen Sinne »vorbildlichen« Familie, in den Tod getrieben wird, zeigt Xiao Hong, wie sehr sich die Tradition gegenüber der Humanität in einer Gesellschaft behauptet, die Lu Xun einmal als »eine Gesellschaft von Menschenfressern« bezeichnet hat.

XIAO HONG
GESCHICHTEN VOM
HULANFLUSS

Aus dem Chinesischen übersetzt
und mit einem Nachwort
von Ruth Keen

Insel Verlag

Originaltitel: *Hulanbe zhuan*
Die Übersetzung folgt den 1979
im Volksliteraturverlag Heilongjiang, Harbin,
und 1988 im Zhongliu-Verlag, Hongkong,
erschienenen Ausgaben.



Erste Auflage dieser Ausgabe 2023
© 1990, Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin
© für das Nachwort Ruth Keen

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung nach Entwürfen
von hißmann, heilmann, hamburg
Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany
ISBN 978-3-458-24341-0

www.insel-verlag.de

GESCHICHTEN VOM HULANFLUSS

Inhalt

Erstes Kapitel	
Die Stadt Hulan	9
Zweites Kapitel	
Die Feste des Jahres	53
Drittes Kapitel	
Großvater	90
Viertes Kapitel	
Unser Wohnhof	126
Fünftes Kapitel	
Die Kindbraut	151
Sechstes Kapitel	
Der Zweite Onkel You	210
Siebtes Kapitel	
Hasenscharte Feng	240
Epilog	275
Hinweis der Übersetzerin	276
Nachwort	277

Erstes Kapitel

Die Stadt Hulan

I.

Wenn der strenge Winter sich über das weite Land legt und die Erde mit Frost versiegelt, beginnt der Boden aufzuplatzen. Winzig kleine, aber auch fuß-, ja meterlange Risse überziehen kreuz und quer die Erde, und ohne eine durchschaubare Richtung einzuschlagen, tauchen sie auf, wo immer es ihnen gefällt. Wenn der Winter streng wird, reißt er unweigerlich die Erde auf.

Der alte Mann, der von draußen hereinkommt, bürstet Eisperlen aus seinem Bart und sagt: »Ist das eine Kälte heute! Der Frost hat die Erde aufgerissen.«

Ein Kutscher treibt im Sternenschein seine Tiere mit der Peitsche an, sechzig oder siebzig Meilen hat er zurückgelegt. Es wird gerade hell, als er das Gasthaus für Fuhrleute betritt. Seine ersten Worte, an den Patron der Herberge gerichtet, lauten: »Das Wetter hat es in sich! Die Kälte sticht wie kleine Messer.« Und nachdem er seine Hundefellmütze abgesetzt und ein Pfeifchen geraucht hat, greift er nach einem heißen Mantou*. Sein Handrücken ist übersät mit unzähligen Rissen.

Bittere Kälte läßt die Hände der Menschen aufspringen. Der Tofuhändler**, der in aller Frühe seine Ware ausruft, stellt in einem unbedachten Moment sein randvoll gefülltes Holztablett auf der Erde ab. Nun kann er es nicht mehr hochheben, denn es ist am frostigen Boden festgeklebt.

Sobald sich die ersten Strahlen der Sonne zeigen, begibt sich der Mantouverkäufer auf die Straße, um lauthals die

* Ein Mantou ist ein gedämpftes Brot oder Brötchen.

** Tofu bzw. Doufu ist ein aus Sojabohnen gewonnener fester Quark.

heißen Brötchen anzupreisen, die er in einem Holzkorb auf dem Rücken trägt. Gerade hat er sein Haus verlassen, er läuft schnellen Schrittes dahin und schreit dabei, so kräftig er kann. Doch nur einen Augenblick später werden ihm die Füße schwer, er hat das Gefühl, auf Eiern zu laufen, auf irgend etwas Rundem, Rollendem. Dabei hängen nur Schnee und Eis an seinen Sohlen. Jetzt läuft er mit einemmal ganz langsam, und wenn er sich nicht sehr vorsieht, wird er hinfallen. Es kommt aber, wie es kommen muß, am Ende fällt er doch und mit ihm sein Korb, und die Mantou purzeln eines nach dem anderen heraus. Zufällig stehen ein paar Leute in der Nähe, die beobachten, wie der Alte sich aufrappelt, sie ergreifen schnell die Gelegenheit, ein paar von den Mantou einzusammeln und sich kauend davonzumachen.

Als der Alte wieder auf den Beinen steht, klaubt er seine eis- und schneebedeckten Brötchen auf, legt sie wieder in den Korb und fängt an zu zählen, aber die Zahl stimmt nicht. Dann versteht er. Einem, der gerade noch in Hörweite davonläuft und dabei eins seiner Mantou verspeist, ruft er zu:

»So eine Kälte! Der Boden reißt auf und verschluckt meine Mantou!«

Die Umstehenden lachen. Der Alte schultert wieder seinen Korb und zieht weiter, aber die Eisschicht unter seinen Füßen wird immer dicker und fester. Je länger er läuft, desto beschwerlicher wird das Gehen. Auf dem Rücken steht ihm der Schweiß, über seine Augen legt sich Rauhreif, und sein Bart ist schon voller Eisperlen. Weil er immerzu seine Ware ausrufen muß, sind Ohrenklappen und Schirm seiner kaputten Mütze mit einer dünnen Kondenssschicht bedeckt. Der Alte geht immer langsamer, ängstlich zitternd bewegt er sich vorwärts wie jemand, der zum erstenmal auf Schlittschuhen steht und von seinen Freunden über das Eis geschoben wird.

Nacht für Nacht heulen die kleinen Hunde vor Kälte; es klingt so erbärmlich, als hätten sie sich die Pfoten verbrannt.

Es wird noch kälter:

Der Frost läßt die Wassertonnen bersten;

Brunnen frieren zu;

nächtliche Schneestürme können die Menschen in ihren Häusern einsperren. Wenn sie am nächsten Morgen erwachen und das Tor aufstoßen wollen, läßt es sich nicht mehr öffnen.

Wenn die große Kälte einsetzt, ändert sich alles auf dem weiten Land. Der Himmel wird grau wie nach einem Sturm, ein trübes Chaos, in dem Neuschnee wirbelt. Die Menschen hasten eilig auf ihren Wegen dahin, ihr Atem wirkt wie Rauch, der zwischen ihren Lippen emporqualmt. Sieben Pferde ziehen an einem großen Fuhrwerk, in einer Reihe aneinandergebunden laufen sie über das weit ausgestreckte Land. Eine Laterne brennt am Wagen, der Kutscher läßt seine mächtige Peitsche knallen, am Himmel hängen drei Sterne. Nach zwei Meilen haben sich die Pferde heißgelaufen. Bald dampft der ganze Trupp unter dem frostklaren Himmel, während er sich auf der schneebedeckten Erde vorwärtsbewegt. Erst wenn die Sonne hervorkommt und sie im Gasthof Einzug halten, hören die Pferde auf zu schwitzen. Im gleichen Moment legt sich eine Reifschicht auf ihr Fell. Wenn Kutscher und Rosse sich satt gegessen haben, ziehen sie weiter. In einer kalten Gegend wie dieser siedeln nur wenige Menschen, ganz anders als im Süden, wo man ein Dorf verläßt, um nach kurzer Zeit auf das nächste zu stoßen, wo man einen Marktflecken durchquert und so gleich auf einen anderen trifft. Hier oben sieht man überhaupt nichts; wohin das Auge schaut: eine einzige weiße Fläche. Von einem Dorf aus kann man gewiß nicht das nächste schon erkennen. Da muß man sich auf die Ortskundigen verlassen, um zu erfahren, in welche Richtung man gehen soll. Der siebenspännige Wagen will mit seiner Fuhre

Getreide in die benachbarte Stadt. Andere haben Sojabohnen und Gaoliang* geladen, die sie in der Stadt verkaufen wollen. Auf dem Rückweg bringen sie Öl, Salz und Stoffe mit nach Hause.

Hulan ist so eine kleine Stadt. Sie hat überhaupt nichts Rühmliches vorzuweisen, nur zwei Hauptstraßen, deren eine von Nord nach Süd, die andere von West nach Ost verläuft. Als größte Attraktion gilt die Kreuzung. Hier ist alles versammelt, was die Stadt an Sehenswertem zu bieten hat, hier findet man den Juwelier, das Stoffgeschäft, den Gemischtwarenhändler, den Teeladen, die Apotheke und sogar eine ausländische Zahnarztpraxis. Vor dieser Praxis hängt ein riesiges Reklameschild, auf dem eine Reihe gewaltiger, reisscheffelgroßer Zähne prangt. Jedoch ist eine derartige Reklame in der kleinen Stadt völlig unangebracht, denn wenn die Leute sie anschauen, haben sie keine Ahnung, was sie darstellen soll; der Gemischtwarenhändler, der Stoff- und der Salzladen haben ja auch keine Reklameschilder – am Salzgeschäft steht lediglich das Schriftzeichen für »Salz« geschrieben, während vor dem Stoffladen zwei Markisen angebracht sind, die wohl schon seit uralten Zeiten dort hängen. Bei den anderen, wie zum Beispiel der Apotheke, besteht die ganze Reklame darin, daß der Name des Arztes mit der dicken Brille, der drinnen den Damen den Puls fühlt, während deren Arm auf einem Kissen ruht, draußen an der Tür steht, und damit hat sich der Fall. Heißt der Arzt etwa »Li Yongchun«, dann heißt auch die Apotheke »Li Yongchun«. Die Menschen vertrauen auf ihr Gedächtnis, und käme einer mal auf die Idee, das Namensschild zu entfernen, wüßten die Leute immer noch, wo Li Yongchun zu finden ist. Und das gilt nicht nur für die Stadtbewohner, sondern auch für die Leute vom Land; die Straßen der Stadt sind ihnen wohlvertraut, und was es dort zu sehen gibt,

* Hirseart.

wissen sie ganz genau. Sie brauchen weder eine Reklame noch irgendwelche anderen Tricks, die ihre Aufmerksamkeit erregen könnten, denn wenn sie etwas kaufen wollen, vielleicht Öl oder Salz, dann gehen sie einfach in den betreffenden Laden und besorgen sich, was sie brauchen. Was sie nicht kaufen wollen, kann ihnen auch die größte Reklametafel nicht schmackhaft machen. Der Zahnarzt ist ein gutes Beispiel dafür. Die Leute vom Lande empfinden den Anblick von derart großen Zähnen als ausgesprochen merkwürdig, und darum steht vor dem Schild auch immer eine große Menschenmenge, die herumrätselt, was es eigentlich bedeuten soll. Nehmen wir einmal an, darunter befände sich jemand, der gerade unter Zahnschmerzen litte, er würde sich trotzdem auf keinen Fall von diesem Arzt auf ausländische Art seinen Zahn ziehen lassen. Statt dessen würde er nach wie vor zur Apotheke Li Yongchun gehen, hundert Gramm Goldfadenwurz erstehen und sie zu Hause einnehmen, und damit gut! Weil die Zähne auf dem Schild viel zu groß sind, hat das Ganze etwas Rätselhaftes und zugleich Beängstigendes.

So hat die Reklame, obgleich sie zwei, drei Jahre über der Praxis hing, dem Arzt so gut wie keine Kunden gebracht. Später blieb dann der Ärztin – es ist nämlich eine Frau – nichts anderes übrig, als im Nebenberuf als Hebamme zu arbeiten, um sich über Wasser zu halten.

Außer der Kreuzung gibt es zwei weitere Straßen in der Stadt. Sie heißen Zweite Oststraße und Zweite Weststraße und verlaufen auf ungefähr fünf, sechs Meilen von Nord nach Süd. Über diese beiden Straßen gibt es nichts Nennenswertes zu erzählen; es sind dort ein paar Tempel, einige Shaobing*-Büdchen und Getreidedepots angesiedelt.

Auf einem großen Grundstück in der Zweiten Oststraße steht eine Feuermühle, aus der ein riesiger Schornstein aus

* Sesambrötchen.

solidem roten Backstein emporragt. Man sagt, daß es streng verboten sei, die Feuermühle zu betreten, denn darin gebe es zahlreiche Rauchabzugs- und Zündhebel, die man nicht berühren darf. Ein falscher Knopfdruck genüge schon, einen Menschen im Feuer umkommen zu lassen. Warum würde man die Mühle sonst auch »Feuermühle« nennen? Eben weil es dort Feuer gibt. Dem Hörensagen nach verwenden sie dort keine Esel, um die Mühlsteine zu bewegen, sondern Feuer. Die meisten Leute fragen sich deshalb, warum die ganze Mühle nicht abbrennt, wenn sie doch nur mit Feuer betrieben wird? Sie überlegen hin und her, ohne zu einem Ergebnis zu kommen, und je mehr sie darüber nachdenken, desto verworrener erscheint ihnen die ganze Sache. Sei es, wie es sei, die Feuermühle darf jedenfalls nicht besichtigt werden, und vor dem Tor soll auch ein Wachtposten stehen.

In der Zweiten Oststraße gibt es außerdem noch zwei Schulen, von denen sich die eine am südlichen, die andere am nördlichen Ende der Straße befindet. Beide Schulen sind in Tempelgebäuden untergebracht, eine im Tempel des Drachenkönigs, die andere im Buddhatempel, und beide sind Grundschulen.

Die Schüler im Tempel des Drachenkönigs erlernen die Seidenraupenzucht, daher nennt man diese Schule die »Landwirtschaftliche Grundschule«. Der Buddhatempel beherbergt eine ganz normale Grundschule, nur daß ihr eine Klasse der Oberstufe angeschlossen ist, darum nennt man sie auch »Höhere Grundschule«. Obgleich sie verschiedene Namen tragen, besteht zwischen den beiden Schulen nicht der geringste Unterschied. In der Landwirtschaftlichen Schule werden lediglich im Herbst die Seidenraupen in Öl gebraten und im Verlauf von mehreren üppigen Mahlzeiten von den Lehrern verspeist.

Die Höhere Grundschule hat zwar keine Seidenraupen zu bieten, dafür sind aber die Schüler größer als in der Landwirtschaftlichen Grundschule. Sind die ältesten Schüler der

Landwirtschaftlichen, wenn sie die Worte »Mensch, Hand, Fuß, Messer, Lineal« lesen lernen, höchstens sechzehn oder siebzehn, dann sieht es in der Höheren schon ganz anders aus: deren Schüler führen bereits ausländische Worte auf den Lippen, und sie haben sogar einen Fünfundzwanzigjährigen, der schon zu Hause auf dem Lande vier Jahre lang eine Privatschule besuchte, sowie einen Herrn, der bereits zwei Jahre im Getreidedepot als Buchhalter gearbeitet hat.

Wenn so ein Schüler nach Hause schreibt, dann klingt es folgendermaßen: »Laboriert der kleine Glatzkopf immer noch an seinem Augenleiden?« »Kleiner Glatzkopf« ist der Kosenamen seines achtjährigen Sohns. Die anderen Söhne und Töchter erwähnt er in seinem Schreiben gar nicht, sonst würde es viel zu lang. Weil er schon eine ganze Kinderschar besitzt und Kopf einer Familie ist, behandelt er die praktischen Dinge des Haushalts um so ausführlicher, er erkundigt sich, ob die Pächterfamilie Wang schon den fälligen Zins gezahlt habe, ob die Sojabohnen verkauft seien, wie es mit dem Marktkurs stünde und dergleichen mehr.

Ein solcher Schüler genießt innerhalb der Schule großes Ansehen, und auch die Lehrer müssen ihn respektieren. Denn wenn sie nicht höllisch aufpassen, kann es passieren, daß sich ein solcher Schüler, mit einem Kangxi-Wörterbuch* in der Hand, von seinem Sitz erhebt und ihn mit tausend Fragen an die Wand redet. Geht es zum Beispiel um das Schriftzeichen »Qian« in der Bedeutung »Himmel, männlich« und dessen gleichgeschriebene, aber anders ausgesprochene Variante »Gan«, »trocken«, dann handelt es sich nach der Ansicht unseres Schülers um ein ganz anderes Zeichen und sollte auch anders geschrieben werden, nämlich mit einem entscheidenden betonungsändernden Strich mehr.

* Der Kangxi-Kaiser regierte zu Beginn der Qing-Dynastie (1662–1723); er war ein großer Neuerer und Förderer der Wissenschaften. Das von ihm in Auftrag gegebene Wörterbuch war bis ins 20. Jahrhundert in China Standard.

Die Zweite Weststraße hat nicht nur keine Feuermühle zu bieten, sie verfügt auch nur über eine einzige Grundschule. Es handelt sich um die moslemische Schule, die im Tempel des Stadtgottes untergebracht ist.

Alles andere hier gleicht in seiner grauen Kargheit der Zweiten Oststraße. Zieht ein Pferdefuhrwerk vorbei, wirbelt es Dreck und Staub auf, und wenn es regnet, ist alles voller Matsch.

In der Zweiten Oststraße liegt außerdem die große Schlammgrube, die fast zwei Meter tief ist. Wenn kein Regen fällt, dann pappt der Schlamm darin so dick wie Brei, regnet es, dann wird die Grube zum Fluß, und die Anwohner müssen sich damit herumärgern, weil all der Dreck in ihre Häuser dringt. Sinkt bei klarem Himmel das Wasser wieder, dann trocknet der Morast in der Sonne und ihm entsteigen unzählige Insekten, die die Menschen der umliegenden Häuser belästigen. Gleichzeitig wird das Schlammloch mit zunehmender Trockenheit immer klarer, als unterzöge es sich einem Läuterungsprozeß, und man erwartet förmlich, daß etwas Neues aus ihm erwachse. Wenn es mehr als einen Monat keinen Regen mehr gegeben hat, ist der Wasseranteil vollständig verdampft, nunmehr klebrig und schwarz geworden, ist der Schlamm zäher als Kesselkleister und Sirup. In der Grube wabert wie in einem großen Leimschmelztopf eine fettig glänzende, breiige Masse, an der die darüber sirrenden Fliegen und Mücken klebenzubleiben drohen.

Die kleinen Schwalben lieben das Wasser; manchmal fliegt eine unvorsichtigerweise zum Schlammloch und streift dessen Oberfläche mit ihren Flügeln. Das kann sehr gefährlich werden, denn allzu leicht geht so ein Vogel in die Falle und bleibt stecken. Diesmal ist es noch gutgegangen, schnell fliegt die Schwalbe davon, ohne auch nur einmal zurückzuschauen.

Ganz anders, wenn das einem Pferd passiert. Es muß un-

weigerlich im Schlamm einsinken. Die Falle schnappt vollends zu, wenn es versucht, sich zu wälzen und hochzurappeln. Nach einer Weile vergeblichen Mühens wird das erschöpfte Pferd einfach liegenbleiben. Und wenn es erst einmal so daliegt, dann wird es erst recht kritisch, und die Sache kann tödlich ausgehen. Das geschieht jedoch sehr selten, nur ganz wenige Menschen führen ihre Pferde oder lenken ihren Karren hier vorbei und setzen sich solch einer Gefahr aus.

Wirklich zum Verhängnis werden kann das große Schlammloch erst zu Jahresbeginn*, wenn es zwei bis drei Monate hintereinander nicht geregnet hat. Ohne nähere Kenntnis der genauen Umstände könnte man meinen, daß es gerade bei anhaltendem Regen besonders schlimm sein müsse, denn nach den großen Regenfällen bildet sich ein kleiner Fluß, der scheinbar viel mehr Gefahren birgt. Drei bis vier Meter hoch steht dann das Wasser, und wer da hineinfällt, hat keinen Grund mehr unter den Füßen. In Wirklichkeit kommt es niemals so weit, kein Mensch in Hulan ist so dumm, daß er die Gefahren der Schlammgrube ignorieren würde, und niemand wäre so tollkühn, sein Pferd ausgerechnet dort vorbeizuführen.

Hat es aber drei Monate nicht mehr geregnet, dann trocknet das Schlammloch mit jedem Tag weiter aus, bis es nur noch einen knappen Meter tief ist. Das veranlaßt einen besonders Mutigen, sich mit seinem Karren vorzuwagen und geradewegs über die Grube zu kutschieren. Die etwas weniger Mutigen wollen nun dem Tapferen in nichts nachstehen und sehen sich genötigt, ihrerseits die Schlammgrube mit dem Wagen zu überqueren, das gibt ein Hin und Her, daß bald darauf beiderseits der Grube alles mit tiefen Fahrrinnen übersät ist. Ganz zum Schluß kommt noch ein Zauderer, der jetzt auf den ersten Blick erkennt, daß vor ihm schon eine

* Nach dem chinesischen Mondkalender beginnt das Jahr ungefähr Anfang bis Mitte Februar.

Reihe von Leuten am Schlammloch vorbeigesteuert sind. Darum ist er jetzt noch tapferer als die Tapferen und lenkt seinen Wagen über die kritische Stelle.

Wer hätte ahnen können, daß der Grund des Schlammlochs nicht ganz eben ist – der da gerade entlangfährt, kippt mitsamt seinem Pferdekarren um.

Der Wagenführer krabbelt aus der Grube heraus, das Gesicht dreckverschmiert wie ein kleiner Rotzbengel. Jetzt will er sein Pferd herausziehen, aber das ist inzwischen tief im Morast eingesackt. Ein paar Fußgänger eilen herbei und bieten bereitwillig ihre Hilfe an.

Die Fußgänger lassen sich in zwei Kategorien teilen. Die einen tragen lange gefütterte Obergewänder mit einer kurzen Jacke darüber, sauber und ordentlich sind sie gekleidet. Diese wird man nie eine hilfreiche Hand ausstrecken sehen, denn die Hand ist so sauber wie die gesamte Erscheinung. Es erübrigt sich zu sagen, daß es sich bei ihnen um Angehörige des Landadels und dergleichen Leute handelt; sie halten sich diskret im Hintergrund und schauen nur zu.

Wenn das Pferd sich aufzurichten versucht, brechen sie in laute Bravorufe aus. Gelingt es dem Pferd aber nicht, und es fällt wieder um, dann schreien sie trotzdem weiter – nur sind es diesmal Buhrufe.

Das arme Pferd hat also eine Zeitlang versucht, sich aufzurappeln, ist immer wieder gescheitert und liegt jetzt nach wie vor im Schlamm. Zu diesem Zeitpunkt beschließen die oben beschriebenen Zuschauer, daß ihnen das Geschehen keine Abwechslung mehr bieten wird. Daraufhin verstreuen sie sich in alle Winde, und jeder geht nach Haus.

Kommen wir wieder auf das Pferd zu sprechen, das immer noch im Dreck liegt. Die Fußgänger, die ihm zu Hilfe eilen, sind eher einfache Leute aus dem Volk, Straßenverkäufer von Lauch und Kohl, Maurer oder Fuhrleute. Sie krempeln sich die Hosenbeine hoch, ziehen sich die Schuhe

aus und schauen, ob sie nicht irgend etwas tun können. Dann waten sie im Schlammloch herum und versuchen, zu mehreren das Pferd herauszuziehen. Doch die gemeinsame Kraftanstrengung führt auch zu nichts, und die Atemzüge des Tieres werden immer schwächer. Jetzt bekommen sie es mit der Angst zu tun, und schnell löst man das Pferd vom Geschirr. Sie glauben nämlich, daß das Pferd es schaffen könne, wenn es von der Last des Wagens befreit ist.

Doch wider Erwarten kann sich das Pferd immer noch nicht aufrichten. Nur sein Kopf schaut aus dem Morast hervor. Die Ohren zittern leicht, die Augen hält es geschlossen, und aus den Nüstern dringt verzweifelter Schnauben.

Dieser erbärmliche Anblick veranlaßt einige der Umstehenden, nach Hause zu laufen und Stricke und Ahlen zu holen. Mit den Stricken bindet man das Tier fest und versucht nun, es mit den Ahlen freizuschaukeln. Man schreit sich Kommandos zu, als sei man beim Häuser- oder Brückenbau. So gelingt es am Ende, das Pferd herauszuziehen.

Das Pferd ist nicht gestorben – es liegt am Wegrand und wird mit Wasser besprenkelt, und einer wäscht ihm den Schädel. Neue Zuschauer kommen hinzu, andere gehen wieder.

Am nächsten Tag ist es in aller Munde:

»In der großen Schlammgrube ist schon wieder ein Pferd ersoffen.« Obgleich dies überhaupt nicht dem wirklichen Sachverhalt entspricht, wird doch allgemein erzählt, das Pferd sei zu Tode gekommen. Denn bei der Wahrheit zu bleiben hieße ja, dem Schlammloch seine Ehrfurcht einflößende Größe zu nehmen.

Wie oft schon Wagen in der Schlammgrube steckengeblieben sind, kann man gar nicht zählen. Abgesehen vom Winter, wenn es zufriert, scheint das Schlammloch ein wahres Eigenleben zu führen, so munter ist es. Mal steigt das Wasser an, dann fällt es wieder, ein paar Tage lang wächst es, dann schrumpft es wieder zusammen. Und alle beobachten